

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 5-6

Artikel: Vom Sinn und Unsinn politischer Ideen
Autor: Boos, Roman
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn und Unsinn politischer Ideen.

Von Roman Boos, Münchenstein.

Überall dort, wo es aufs Tun ankommt, hat der Handelnde das Recht, jede Erkenntnis theoretische Debatte mit dem Goethe'schen Satz abzuschneiden: „Wahr ist, was als fruchtbar sich erweist!“

Alles, was einer naturwissenschaftlichen Disziplin ihren Glanz verleiht — logische Geschlossenheit im Ganzen, treue Beobachtung im Einzelnen — kann bei einem politischen Ideengebilde niemals den Mangel an Fruchtbarkeit, die Sterilität, aufwiegen. Sollte z. B. die Behauptung zutreffen, die in den letzten Jahren schon fast zum politischen Modesatz geworden ist, daß die „Idee der Demokratie“ unfruchtbar sei, so würden alle Aufwände an Logik und Einzelwissen diese Idee nicht vor dem welthistorischen Schicksal bewahren, dessen Vollstreckung Mussolini begonnen zu haben glaubt, indem er mit dem Liktorenbeil jede Debatte für diese „abgewirtschaftete Idee“ abschnitt, um für sein Handeln freie Bahn zu bekommen. In der philosophischen Begleitmusik, die Giovanni Gentile zu dieser Hinrichtung der theoretisierenden, parlamentarisierenden Methoden verfaßt hat, im „idealismo attuale“, im Tat-Idealismus, wird ja denn auch das Denken überhaupt gründlich zugunsten der „Tat“, die „Theorie“ zugunsten der „Praxis“ abgedankt. Nach dem Rezept: man muß die Menschen föppen, damit sie besser handeln und führen können.

Wer mit unpraktisch-akademischen Theorien im Kopf versucht hat, an greifbare Lebensaufgaben heranzukommen oder sie gar zu meistern, der kann ja auch gar nicht ohne Sympathie diese Versuche betrachten, das Glied, das einen ärgert — und wenn's der Kopf selber wäre! — auszureißen. Hätten die Theoretiker sich etwas weniger bemüht, die „praktische Vernunft“ theoretisch von der „reinen Vernunft“ zu scheiden, dafür aber etwas mehr, sie praktisch gegen die „unpraktische Vernunft“ zu schützen, so hätten sie den Kopf vor Händen und Füßen nicht so blamiert, daß ihn die „Praktiker“ heute so gern als blinden Passagier bewerten. Die Entwicklung des Naturwissens in den letzten Jahrhunderten — also eines nachdenklichen, eines epimethischen Denkens — hat uns Abendländern das Tatwissen, das prometheische Denken geraubt. Nicht konkrete Bilder, die uns anschaulich sagen, was wir im gegebenen Fall zu verwirklichen haben, stellen sich uns vors Seelenauge, wenn wir vor einer bestimmten Aufgabe stehen; sondern Erinnerungen an vergangene Beobachtungen, die untereinander durch ein Geist epimethischen Denkens verponnen sind. Weil diese Geiste aber nicht bildhaft das Tun leiten, müssen sie als Imperative kategorisch auftrumpfen. Aber trotz aller „Erhabenheit“, in die sich die unpraktischen Gebote der „praktischen Vernunft“ zu kleiden pflegen, — oder gerade ihretwegen? — kommen sie dem Lauf der Wirklichkeit nicht nach. Wie sollte auch ein auf Rothurnen schreitendes Ideal dem Handelsgott Merkur zuvorkommen können, der sich Flügel statt Rothurne zur Fußbekleidung gewählt. Wie sollte ein Wilson einen Lloyd George erwischen.

Seine Röthurne aber sind es, die das demokratische Ideal vor der Welt blamiert haben. Daß es immer zu spät kommt, wenn fixe Jünger Merkurs oder brutale Marsanbeter das Checkbuch oder das Schwert zücken, hat es in Mißkredit gebracht. Die Niederlagen, die immer wieder die unpraktische „praktische Vernunft“ durch die praktische Unvernunft erlitten hat, haben auch „die Demokratie“ zum Gespött faschistischer Gewaltanbeter und zum willigen Schleppträger angelsächsischer Finanzmagnaten gemacht.

Aber — so müssen wir fragen — gilt der Satz „Kleider machen Ideale“ für das ganze Ideal? Kann es nicht so sein, daß ein Geschöpf wirklicher praktischer Vernunft, ein wahrer kleiner Prometheus, von den Ungeheuern der unpraktischen Vernunft in Theaterkostüme gezwängt worden ist, die ihn jeden Wettlauf mit den Gesellen der praktischen Unvernunft verlieren machen? Ist das demokratische Ideal wirklich nur der weltfremde Homunkulus, den durch vier Jahrhunderte westliche Staatsphilosophen in ihren Naturrechtslaboratorien aus tausend Mixturen herausdestilliert haben?

Die Antwort aber ist: Nein! Die Geschichte der demokratischen Ideenentwicklung ist die Geschichte eines Kinderaubs. In der Mitte Europas — dem nordöstfranzösisch-deutschen, norditalisch-deutschen, westslawisch-deutschen und eigentlich deutschen Gebiet — waren im Spätmittelalter politisch-soziale Erneuerungskräfte hervorgebrochen, die sich durch das ganze Gebiet wie ein krautfoller Sprößling des mittelalterlichen Soziallebens auszuleben begannen. Das Volk, der mit umfassenderen Kräften wiedergeborene „Demos“ des Altertums, begann sich zu regen. Dies geschichtlich=organisch erwachsene Kind des starken mitteleuropäischen Mittelalters wurde aber von der Mitte schlecht behütet. Das politische Versagen der Luther'schen Reformation hat die Hauptschuld. Vor lauter „Rechtfertigung durch den Glauben“ wurde der politisch-soziale Impuls (in dem übrigens allein diese Rechtfertigungsidée ihre dauerhafte diesseitige Basis hätte finden können) der neuen Zeit vernachlässigt. Und er wurde vom Westen geraubt. Er wurde als Calvinist erzogen. Und als Calvinist zog er nach vier Jahrhunderten gegen seine Urheimat, die europäische Mitte, mit Wilson in den Krieg. In Versailles machte er sich vor Merkur und Mars lächerlich. In Genf, der Stadt seines Adoptivvaters, versucht er verzweifelt, sich zu rehabilitieren. Sein Vaterland verleugnet ihn, weil es ihn im westlichen Kleid nicht als eigenen Sproß erkennen kann.

Die geschichtliche Leistung der Schweiz (die auch im schweizerischen Genf weniger calvinistisch ist als im internationalen Genf) kann darin erblickt werden: daß sie die Demokratie in dem Geist bewahrte, aus dem sie im Aufgang der neuen Zeit geboren wurde; und ihre Aufgabe für die Zukunft darin: dem demokratischen Ideal mit der Aufklärung über seine Herkunft den Charakter als romanisch=angelsächsischer Wechselbalg zu nehmen, der es zum Gespött und willigen Werkzeug trüber Mächte und übler Gesellen gemacht hat und daran hindert, aus

der Mitte heraus die Kraft zu entfalten, die allein einen wirklichen Frieden zustandebringen wird: einen Frieden im Sinne praktischer Vernunft, nicht im Sinne von 14 Punkten aus unpraktischer Vernunft oder von 14,000 Kuhhändeln aus praktischer Unvernunft.

„Das schweizerische Recht hat sich gleichmäßiger, organischer entwickelt als das deutsche. Vergleichen wir es mit einem Lichtstrahl, der vom Orte A zum Orte B gelangen will, so lässt sich sagen: es ist seltener aus seiner Bahn herausgeworfen worden. Es hat weniger Abirrungen (Aberrationen) erdulden müssen. Es ist sicherer und rascher an sein Ziel gelangt. Den vornehmsten Grund für diese interessante Tatsache bildet die Verankerung des Rechts im Volke...“ schreibt Hans Fehr in seinem — kürzlich in dieser Zeitschrift besprochenen — Büchlein „Schweizerischer und deutscher Volksgeist in der Rechtsentwicklung“ (S. 91). Man könnte auch sagen: praktische Vernunft (im praktischen und im vernünftigen Sinne!) hat stets aus den „Aberrationen“ in die Unpraxis und in die Unvernunft (die ja auch nicht fehlten) rasch wieder herausgefunden.

Auf eine sprechende Parallele zu der von Fehr so meisterhaft gezeichneten Rechtsentwicklung bin ich in einem Brief des Generals Carl von Clausewitz an Johann Gottlieb Fichte, als den Verfasser des Aufsatzes über Machiavell im ersten Bande der „Vesta“ (1807) gestoßen, und zwar im Feld des Kriegswesens. Clausewitz schrieb: „... Was aber Machiavells eigentliches Buch über die Kriegskunst betrifft, so erinnere ich mich, darin das freie, unabhängige Urteil vermischt zu haben, wodurch sich seine politischen Schriften so sehr auszeichnen. Die Kriegskunst der Alten hatte ihn nicht nur durch ihren Geist, sondern auch in allen ihren Formen zu sehr angezogen. Im Mittelalter konnte sich leicht ein Vorurteil über die Kriegskunst der Griechen und Römer erzeugen. Damals war die Kriegskunst in einem besonders tiefen Verfall und zu einem Handwerkswesen heruntergesunken, wovon die von den Feldherren gemieteten Heere das beste Zeugnis ablegten. — Die sorgfältigste Ausbildung des Kriegswesens vor der Periode der Schweizer fand sich noch bei der schweren Kavallerie der Ritter und war hier durch eine falsche Richtung in steter Vermehrung der Schußwaffen zu einer kleinlichen Manier verbildet. („Aberration“!) Vortrefflich ist deswegen auch die Meinung des Machiavell, die ich im Johannes Müller gelesen habe, daß im früheren Mittelalter (vor dem allgemeinen Gebrauch der Feuer gewehre) die Kriegskunst weit mehr zu Hause war bei den Völkern, die gar keine zu haben schienen, als bei denen, die sich in Erfindungen darin erschöpften. Durch nichts mehr wurden die Schweizer, denen die alten Beispiele griechischer und römischer Taktik unbekannt waren, Wiederhersteller der bessern Kriegsmanier, als weil die Lage ihres Landes und ihre Armut sie nötigten, zu Fuß und ohne andere Verteidigungswaffen als Helden Sinn den Krieg zu führen, und weil die Waldstätte in glücklicher Unwissenheit vieler verkehrter Gewohnheiten anderer Völker durch ihren gesunden Verstand besser unterrichtet wurden.“

„... durch ihren gesunden Verstand besser unterrichtet...!“; — wie die schweizerische Gesetzgebung der neuesten Zeit durch die nie abgerissene „Verankerung des Rechts im Volk“ (durch die Volksgerichte); — wie die schweizerische Demokratie durch ihre Verwurzelung in den Kantonen und Gemeinden.

Aber auch die Brücke zwischen der Fehr'schen Charakteristik der Rechtsentwicklung und dem Clausewitz'schen Lob der Kriegskunst der Schweizer kann gefunden werden: An Wilibald Pirckheimer, kaiserlichen Rat in Nürnberg, der als romanistisch geschulter Jurist (er hatte sieben Jahre lang in Padua und Pavia römisches Recht studiert) an der Rezeption des römischen Rechts beteiligt war, der auch als kaiserlicher Feldherr selbst gegen die Schweizer im Schwabenkrieg — diesem Schweizer Abwehrkrieg gegen das römische Recht! — aktiv kommandiert hatte, und der dann in seinem „Bellum Suitense“ das Lob der Schweizer Kriegskunst — gewürzt mit eigener Erfahrung! — gesungen hat, — an diesen Wilibald Pirckheimer hat sein bester Freund Albrecht Dürer seine „Vier Bücher von der menschlichen Proportion“ (1528) mit herzlicher Widmung gerichtet. Im ästhetischen Exkurs am Ende des dritten Buches dieser Proportionslehre finden wir einen merkwürdigen Satz, — vom Maler-Zeichner an den Juristen-Feldherrn gerichtet. Handelt es sich um den Niederschlag von Gesprächen der beiden Männer (die Dürer im bekannten Prager Rosenkranzbild nebeneinander hinter Kaiser Maximilian porträtiert hat)? Von Gesprächen über „Kunst“ und „Gerechtigkeit“, vielleicht auch über Kriegserlebnisse? Aus gleichen Nöten, auf dem Weg zu gleichem Ziel? Aus den Nöten unvernünftig-handwerksmäßig gewordenen mittelalterlichen Kunst-, Rechts- und Kriegsbrauchs und unpraktisch = gelehrt herausdrängender neuzeitlicher Kunst-, Rechts- und Kriegstheorie? Zum Ziel: Handeln und Wissen zu praktischer Vernunft und vernünftiger Praxis zu vereinen?

„... so du wol messen hast gelernt (schreibt Dürer), und den Verstand mitsammt dem Brauch überkummen, also daß du ein Ding aus freier Gwizheit kannst machen und weißt einem jedlichen Ding recht zu thon, alsdann ist nit allweg Not, ein jedlich Ding allweg zu messen, dann dein überkummene Kunst macht dir ein gute Augenmaß, alsdann ist die geübt Hand gehorsam. Dann so vertreibt der Gewalt der Kunst den Irrthum von deinem Werk und wehret dir die Falschheit zu machen... Und diese Behendigkeit macht, daß du dich nit lang bedenken darfst, so dir der Kopf voll Kunst steckt. Und durch Solichs erscheint dein Werk künstlich, lieblich, gewaltig, frei und gut, wirdet loblich von Männiglich, dann die Gerechtigkeit ist mit eingemischt. — Aber so du kein rechten Grund hast, so ist es nit möglich, daß du etwas Rechts und Guts machst, und ob du gleich den größten Gebrauch der Welt hättest in Freiheit der Hand...“

Spricht sich in diesen Kernsätze des Dürer'schen Kunststrebens nicht zugleich auch die Stimmung aus, die jene Romanisten erfüllte, die am römischen Recht wollten „messen lernen“, um „einem jedlichen Ding recht zu thon“? Die aus dem spitzwinkligen „Gebrauch der Hand“ des

sich zersehenden alten Rechts den Ausweg in die „Gerechtigkeit“ suchten? Was den deutschen Renaissancekünstlern die klassischen Proportionsregeln, das waren den Juristen die römischen Rechtsbegriffe: Mittel zur „Gerechtigkeit“. Und an antiker Feldherrnkunst suchte die Zeit Erlösung aus dem „Handwerkswesen“ in den „gemieteten Heeren“.

Aber es spricht auch die Tragik der deutschen Geistesgeschichte aus diesen Dürerworten: durch all dies Rückwärtsblicken der Reformation, der Renaissance, der Rezeption gelang es dem deutschen Geist nicht, für seine welthistorischen Aufgaben den Geburthelfer zu finden, der aus dem Schoß des lebendigen Volkstums zur rechten Zeit den geistesstarken deutschen Prometheus hätte lösen können, den alle Zeichen der Zeit — man denke an Huttens Gefänge! — verkündeten. Von den geistigen Gewalten, die damals das deutsche Volk durchstürmten, mag man so gut denken, als man will. Eines haben sie dem deutschen Volk nicht gebracht: „daß du ein Ding aus freier Gewißheit kannst machen und weißt einem jedlichen Ding recht zu thon...“

Durch allzuviel Messen und Wägen — durch all das Tun, dem Dürers „Melencolia“ zwischen Zirkel, Richtscheit, Wage und Mühlstein nachsinnt — hat das deutsche Geistesleben der Renaissance die einstmals so reich im deutschen Leben — in Kunst, Rechtsleben, Kriegswesen — sich offenbarende Empfindung für das Unmeßbare und Unwägbare verloren. Oder, wenn nicht die Empfindung, so doch die Fähigkeit, sie ins Tun ausströmen zu lassen, sie in tatkräft=entzündende Bilder zu fassen. Die Klage Dürers — ein Selbst=Kommentar zur „Melencolia“! — „Ah, wie oft sich' ich große Kunst und gut Ding im Schloße, desgleichen mir wachend nit fürkummt. Aber so ich erwach, so verleurt mirs die Gedächtnus“, — diese Klage spricht die Not der Seele erschütternd aus, die Nicht=Meßbares und Nicht=Wägbares noch im Traum erfühlen, im Wachen aber nicht mehr fassen kann. Die aus den Tiefen des Deutschtums sich herausringenden Impulse wurden gewaltig empfunden. Aber Proportionenkunst, römisches Recht, Territorialfürstentum mit Religions=Gesetzgebung, Landsknechtsbrauch und alle die andern Handwerksmittel, die wir aus den Jahrzehnten bis zum Dreißigjährigen Krieg kennen, mußten versagen. Nach schwerer Geburt wurde der Sproß der deutschen Geschichte vom Westen geraubt. —

„Wahr ist, was als fruchtbar sich erweist,“ sagt Goethe. Er sagt nicht: „... was als nützlich sich erweist“. Das Nützliche ist die „Erweisung“ des „Richtigen“, des durch Messen und Wägen als „gerecht“, als „gesetzmäßig“ (im weitesten Sinn) Bestimmten. Das Fruchtbare aber ist immer die „Erweisung“ eines Imponderablen und Immensurablen. Richtigkeit ist der Ursprung der Technik. Wahrheit ist der Ursprung des Lebens. Die Technik nützt, das Leben fruchtet. In der Zucht des Westens ist der Geistesproß der deutschen Geschichte, der zu fruchtbarem Leben bestimmt erschien, zum nützlichen Sozialtechniker verzogen worden. Die Demokratie des Westens ist soziale Technik, nicht soziales Leben. Den Völkern, die im Richtigen und Nützlichen finden, was andere im Wahren und Fruchtbaren suchen, kann soziale Technik

genügen. Den Völkern der Mitte nicht. Bis in die monarchistische Sucht, ja bis in die hakenkreuzlerische Seuche hinein können wir heute im Deutschtum als edlen Kern die Suche nach den Quellen sozialen Lebens erblicken. Die Demokratie des Westens kann diese Sucht und diese Seuche zwar „richten“ — nach ihren Maßstäben und Gesetzen —, aber sie kann die Suche nicht befruchten. Hat sie sich doch selbst immer nur nützlicher Gerechtigkeit, nicht aber fruchtender Lebenskraft beflissen!

Der gut deutsch — nicht welsch und auch nicht englisch — gesprochene demokratische Kraftspruch der Schweizer nach der Schlacht von Dornach (durch die sich die Schweiz vom römischen Reich löste): „... die Edlen müssen by den Purren beliben, und (wir) könnens wol selbst vergraben...“, — dieser Kraftspruch ist ja nur die rauhe Außenseite eines demokratischen Lebens, das sich, von außen zwar gestört, aus dem Innern aber nie verraten, aus der eigenen Lebenskraft heraus durch die Jahrhunderte als fruchtbar erwies.

Im Reich spürt man, daß in unserem kleinen Land gegenwartsgeschichtliche Lebenswerte liegen. Während ein Herr vom Schlag der im Schwabenkrieg Geschlagenen — der Darmstädter Graf Keyserling — dagegen remonstriert („... mit der Schweiz ist es nun im Sinne möglicher historischer Weiterentwicklung wirklich aus...“), sprechen lebenskräftigere Denker — wie Karl C. von Loesch im Oktoberheft 1926 der „Deutschen Rundschau“ — von der Schweiz „als Musterland“.

Niemand in der Schweiz wird sich dem Wahns hingeben, daß die Schweizer Verfassungsformen als solche für reichsdeutsche Verhältnisse übernommen werden könnten. Aber das Wesentliche ist: daß die Schweizer Rechts- und Verfassungsformen, wenn sich um sie im Reich eine kräftige Debatte entwickelt, als Wegweiser für die Gedanken und vielleicht auch einst fürs Schaffen und Tun dienen können, — als Wegweiser nach den Quellen des Unmeßbaren und Unwägbaren, aus dem allein für die Mitte die Befruchtung des öffentlichen Lebens erfolgen kann.

Praktische Vernunft, — Vernunft, die sich zu wahrer und fruchtbarer Lebenspraxis verdichtet, tut not! Wir müssen die Kraft erringen, durch das Netzwerk der nur richtigen Begriffe zu lebendigen Begriffsbildern durchzustoßen, mit denen es sich „so verhält ...“, daß man ihnen gegenüber so zu stehen hat, wie man etwa — sagen wir — einem werdenden Menschen gegenübersteht. Man hat das allgemeine Gefühl: der wird dieses oder jenes Tüchtige leisten können. Man kann dann vielleicht sich Vorstellungen darüber machen, wie er das Betreffende leistet. Diese Vorstellungen aber, wie er es leistet, die brauchen ja nicht immer zutreffend zu sein. Der Betreffende kann das auf andere Weise leisten...“ (Rudolf Steiner in einem Vortrag seines nationalökonomischen Kurses.)

Solche Begriffsbilder, die sich am Leben selbst messen und wägen, gibt aber nur ein Denken her, das den Mut hat, sich mit dem Willen zu verbinden. „Denk-Wille ist dasjenige (sagte der soeben zitierte Denker 1919 in einem Vortrag), was der heutigen Menschheit

am meisten fehlt... Denk-Wille entwickelt sich aber nicht in solchen Gegenden, in denen man „Die drei Zigeuner“ dichtet. Das ist ein sehr schönes Gedicht, aber es ist gedichtet in der Ebene. Heute braucht der Mensch nicht E b e n e n - Gesinnung, heute braucht der Mensch schon G e b i r g s - Gesinnung. Deshalb könnte aus den schweizerischen Bergen Vieles herauskommen...“

Die großen Aufgaben der Gegenwart — als eine der größten: der Geisteskampf zwischen Demokratie und Faschismus! — werden umso kraftvoller auch von den großen Mächten der Gegenwart für die Zukunft gelöst werden, je weniger die kleinen Mächte, wie unsere Schweiz, sich auf die Verherrlichung der eigenen schwerflüssigen Vergangenheit oder gar dünnflüssiger großmächtiger Gegenwartsmoden beschränken, — je mehr die kleinen im Geisteskampf zwischen Sinn und Unsinn auch ihren Mann stellen.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Die beiden Genf.

Zweifach ist die Rolle, die Genf während einer 2000jährigen Geschichte im Leben Europas gespielt hat. Als gallisch-römisches Feitum riegelt es zur Römerzeit das römische Rhone-Gallien gegen Einbrüche aus dem schweizerischen Mittelland her ab. Cäsar verweigert hier den keltischen Helvetiern den Eingang ins mittlere und untere Rhonetals. Es bleibt bei Rhone-Gallien, auch als Rom mit der Provinz Oberdeutschland seinen militärischen Machtbereich über Burgund und das schweizerische Mittelland bis an den Rhein und zeitweise darüber hinaus vorstiebt. Im zusammenbrechenden Römerreich wird die Rhone-Stadt Mittelpunkt eines ersten Burgunderreiches, das den vordringenden Alemannen an der Burgunder Pforte und im schweizerischen Mittelland westwärts der Aare Halt gebietet. Auch in einem zweiten Burgunderreich, das sich nach der Dreiteilung des fränkischen Reiches über das ganze Rhonestromgebiet und das angrenzende Rheinstromgebiet im schweizerischen Mittelland erstreckt, bildet es zeitweilig den Mittelpunkt. Erst die Vereinigung des letzteren mit dem „Reiche deutscher Nation“ führt zum entscheidenden Wechsel in Genfs Geschichte. Genf gehört jetzt einem politischen Raum an, der sich über ganz Mitteleuropa einschließlich Rhein-, Rhone- und Po-Gebiet erstreckt. Die Reichsgrenze verläuft von der Nordsee am Westrand des Rheinstromgebietes längs der Schelde und oberen Maas und von dort an oder westwärts von Saône-Rhone zum Mittelmeer. Genf wird zum großen Umschlagplatz des mittelalterlichen Handelsverkehrs von Donau zu Rhone, von Po zu (Nieder-)Rhein. Es ist die Zeit der blühenden Genfer Messen.

Mit der Abbrücklung des West- und Südrandes des mittelalterlichen Mitteleuropa ändert sich auch Genfs Lage wieder. Frankreich stößt vom Seinebecken her ins mittlere und untere Rhonetals vor. Die von ihm in Lyon errichteten Messen bringen Genf binnen kurzem um seine bisherige europäische Wirtschaftsstellung. In dem Kampf zwischen Burgund — das deutsches Reichsgebiet im Rhein- und Rhonestromgebiet und französisches Lehen zu einem geschlossenen europäischen Zwischenreich zusammenfassen will — und den im Reichsauftrag kämpfenden Eidgenossen steht die Bischofsstadt Genf, mit ihrem